

Düren Ausstellungseröffnung

Ja, was hatten Sie denn erwartet?

Das Leopold-Hoesch-Museum überrascht mit der wohl radikalsten Schau, die hier jemals stattgefunden hat. Die Besucher sind stark gefordert, haben nach den vielen Aha-Effekten aber auch großen Spaß.



„the artist is present“ – und zugleich nicht. Philipp Valenta hat für die Ausstellung eine mobile Anwesenheit eingerichtet, eine Telefonnummer, unter der er rund um die Uhr zu erreichen ist. Foto: Verena Müller



Verena Müller
Redakteurin



08.10.2024

Da tropft doch irgendwas! Ist das Glasdach etwa undicht? Drei volle Putzeimer auf Pappkartonstücken stehen da auf dem Boden. Gut, der Kulturbetrieb ist chronisch unterfinanziert. Aber die Besucher direkt im Lichthof des Leopold-Hoesch-Museums mit dem Mangel zu konfrontieren – muss das sein? Hätte man die Besucher nicht anders in die Ausstellung lotsen können?

Es dauert nicht lange, bis man den „Verrat“ wittert. Die Tropfen klingen nicht natürlich. Und die Wasseroberfläche müsste bei der Fallhöhe viel stärker in Bewegung sein. Ein genauerer Blick in einen der Eimer enttarnt eine gut versteckte Technik. Eine Pipette ist zu sehen.

So fängt die vermutlich radikalste Ausstellung in der Geschichte des Dürener Museums an. „What did you expect?“ lautet der Titel, und der ist Programm. Man kann ihn neutral auffassen, je nach Betonung aber auch mit dem Unterton des Vorwurfs. Nicht nur mit der Erwartungshaltung der Besucher, gewohnten Perspektiven und Ritualen im Museumsbetrieb wird gespielt, auch mit den Gewohnheiten von Kuratoren. Die sind in diesem Fall „Externe“.

Es handelt sich nämlich um ein Kooperationsprojekt zwischen dem Land NRW und der Schweiz, konkret zwischen dem Stipendienprogramm Residence NRW+ und der Kulturstiftung Pro Helvetia. Die zwei freischaffenden Kuratoren Roger Rohrbach aus dem Ruhrgebiet und Simon Würsten Marin aus Lausanne haben mit der Zielsetzung, gemeinsam eine Ausstellung zu konzipieren, das laufende Stipendium erhalten. „Wir waren in zwei Stunden fertig“, sagt Rohrbach, aber das ist nur die halbe Wahrheit. Innerhalb zwei Stunden war zwar klar, mit welchen Künstlern man zusammenarbeiten wollte und was der Ansatz sein soll. Aber dann kamen all die Details ...



Simon Risi befasst sich mit Normierungen und Standards. Aus der technischen Einrichtung Aufzug wird bei ihm ein Objekt, das zur Reflexion einlädt. Foto: Verena Müller

„Die Künstler haben uns sehr stark herausgefordert“, erzählt Würsten Marin. Da ist beispielsweise Florence Jung, die durch Abwesenheit ihrer Werke glänzt. Ein Briefbogen aus dem Museumsbüro hängt schnoddrig an der Wand: „Das Werk von Florence Jung kann nicht gezeigt werden, weil das Leben unfair ist“ steht dort geschrieben, unterzeichnet von Würsten Marin. „Jung arbeitet mit Szenarien“, erläutert dieser. „Wir haben die Aufgabe erhalten, uns jede Woche eine neue Ausrede auszudenken, warum kein Werk von Jung zu sehen ist.“ Einzige Auflagen: Es müsse immer wahr sein, poetisch und abstrakt. Für den Betrachter kann das im ersten Impuls natürlich frustrierend sein. Wofür hat er schließlich Eintritt gezahlt? Zugleich wird er auf sich selbst und seine Erwartungen zurückgeworfen.

Mit Anwesenheit glänzt dagegen Philipp Valenta, der nächste der insgesamt elf beteiligten Künstler. In Anspielung auf die Performance-Künstlerin Marina Abramović, die dem Standardsatz „The artist is present“ (Der Künstler ist anwesend) in Einladungstexten zu Ausstellungseröffnungen eine andere Dimension verlieh, indem sie sich verkürzt formuliert selbst zum Objekt der Ausstellung machte, übernimmt Valenta den Titel und legt ihn im Wortsinn modern aus. Er legt nämlich Visitenkarten aus, auf denen nichts als eine Telefonnummer steht, unter der er zu erreichen ist. Für die komplette Laufzeit der Ausstellung. „Auch nachts“, verspricht er. Ob Menschen mit ihm über die Schau sprechen werden oder andere Fragen haben? Er will sich mit seiner „Telefonbereitschaft“ überraschen lassen und Protokolle anfertigen.



Roger Rohrbach (r.) und Simon Würsten Marin sind die Kuratoren der Ausstellung. Sie zeigen den Diffusor, der einen synthetischen Geruch nach Sommerregen verbreitet. Foto: Verena Müller

Sogar das Ritual der Ausstellungseröffnung an sich wird gebrochen. Cassidy Toner hat nicht nur den einleitenden Begleittext zur Schau formuliert, den man unbedingt zusammen mit den weiteren Zetteln zur leichteren Orientierung in den Räumen mitnehmen sollte – denn was ein Exponat ist und was Haustechnik wird nicht so leicht zu unterscheiden sein –, sie wird auch die Eröffnung unkonventionell mitgestalten.

Die „handfesteren“ formatierten Elemente einer Ausstellung hat sich derweil Simon Risi vorgenommen: einen Aufzug, der Rollstuhlfahrern den Weg ins Museum ermöglicht, ihnen aber zugleich das „Erlebnis“ des Eingangsbereichs nimmt und einen anderen Einstieg in die Ausstellung gibt. Von der breiten Masse wird er in der Regel gar nicht wahrgenommen. Der Besucher ist nun aufgefordert, den Aufzugknopf zu drücken. „Ich glaube nicht, dass jemand den Lift benutzt, denn in Deutschland hält man sich an Vorschriften“, sagt Risi und lacht. Welche Vorschrift das ist, sieht der Besucher beim Öffnen der Fahrstuhltüren.

Ein weiteres Highlight ist ein Werk in Form eines Geruchs, nämlich dem des Bodens nach einem Sommerregen. Nur noch weniger greifbar wird ein Ausstellungsbestandteil von Alexander Janz sein. Laut Kuratoren ist es nicht unwahrscheinlich, dass er gänzlich unentdeckt bleibt. So viel darf verraten werden: Man braucht ein Smartphone, und es handelt sich um keinen QR-Code.

Aber wie war das jetzt eigentlich mit den Wassereimern? Was war der Trick? Wer um die Ecke schaut, dem offenbart sich das Geheimnis. Auf den Klang von Tropfen abgestimmt, drückt ein Mechanismus auf gefüllte Plastikwasserflaschen. Über Schläuche mit den Eimern und Pipetten verbunden, wird so die Bewegung auf der Wasseroberfläche erzeugt. Na, wenn das kein breites Lächeln in Besuchergesichter zaubert ...

[Leopold-Hoesch-Museum](#)

[Kultur](#)

[Ausstellung](#)